

ein dreijähriges Resozialisierungsprogramm für ehemals inhaftierte junge Männer durchzuführen. Andere Akteur*innen verbinden ihre Arbeit mit Projekten wie *urban gardening* oder *clean-ups* ihrer Umgebung.

Ein wenig zu kurz kommt der Aspekt, wie die Teilnehmenden und die Lernenden das vermittelte Wissen aufnehmen und nutzen, ob und wie sie selbst politisch und/oder künstlerisch aktiv werden. Etwas mehr über diese immer nur angeschnittene (z.B. 223), individuelle Ebene der Rezipient*innen zu erfahren, wäre sinnvoll gewesen, gerade weil der Autor richtigerweise die Grenzen betont: „Solche Einzelprojekte können jedoch nicht die Probleme der strukturellen Ungleichheiten, der Ausbeutung oder der Unterdrückung für alle lösen.“ (336)

Unklar bleibt auch der Untertitel der Studie: „Between Non-Profits and Social Movements“. Wo liegt das „Zwischen“? Anscheinend tendieren die US-amerikanischen Beispiele in Richtung des „Non Profit“, die senegalesischen hingegen zu den „Social Movements“ – wenn man als Referenz die Aussage nimmt: „Während es in den USA politische Subgenres im Mainstream der Rap-Musik gibt, ist eine ganze Generation des senegalesischen Rap hoch politisch.“ (188). Oder ist das „zwischen“ ein Schwanken aller Projekte, ein Mäandrieren der Akteur*innen im Laufe der Zeit?

Ein Wort zur Positionierung des Autors: Hier schreibt keine externe Person oder passiver Beobachter zu seinem Forschungsgegenstand, sondern jemand, der selbst aus der Szene kommt. Das Buch schwankt zwischen Zugewandtheit und kritischer Distanz. Die Offenheit des Autors (z.B. 31ff), sich durch seine Biografie in diesem Spannungsfeld zu befinden, ist erfrischend, weil so ehrlich. Die Verbundenheit als Hip-Hopper zu seinem Thema spiegelt sich auch im Stil des Buches – es ist gut lesbar geschrieben. Es wiederholt nicht zum hundertsten Mal extensiv einen bekannten Theorieapparat – obwohl es so viele Möglichkeiten gäbe – und hält Zugänge von Paulo Freire oder Gramsci bewusst kurz, um Raum für die Aktivist*innen und Pädagog*innen zu lassen. Dass mindert keineswegs den Wert des Buches, im Gegenteil: Eine empirisch gesättigte und transdisziplinäre Studie, die es schafft, Hip-Hop nicht nur als Teil der politischen Bildung und als politisches Mittel darzulegen, sondern auch relevante methodische Einblicke für Bildner*innen, Trainer*innen und Pädagog*innen zu bieten. Es bedarf mehr solcher Studien zu Hip-Hop an der Peripherie globaler Großstädte, damit auch eine gewagte These des Autors überprüft werden kann: „Auch anderswo gibt es Hip-Hop-Aktivist*innen, die sich für soziale Gerechtigkeit einsetzen und verschiedene Projekte durchführen, aber nirgendwo sonst hat dieser spezielle Zweig der Hip-Hop-Kultur so viel Gewicht wie im Senegal.“ (51)

Andreas Bohne

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v45i2.14>

Susanne U. Schultz: „Failed“ Migratory Adventures?
Malian Men Facing Conditions Post Deportation in Southern Mali.
 Bielefeld: transcript 2022, 262 Seiten

Was bleibt, was kommt nach der Abschiebung? In den meisten Debatten werden die Konsequenzen von Rückkehr auf zwei engführende Lesarten reduziert: Entweder

erscheint Rückkehr als Verwaltungsmaßnahme – standardisiert, quantifizierbar, lösungsorientiert. Oder aber sie gilt als existenzieller Endpunkt, als biographischer Bruch ohne Wiederanknüpfung, beinahe apokalyptisch aufgeladen. Beide Narrative übersehen, dass nach Abschiebungen Leben weitergehen – mit Brüchen, aber nicht ohne Sinn. Die vorliegende ethnografische Studie setzt hier an. Susanne U. Schultz begleitet malische Männer nach ihrer Abschiebung und zeigt, wie sie Deutungsmuster, soziale Bindungen und Handlungsspielräume neu verhandeln. Die Arbeit positioniert sich damit gegen vereinfachende Abwägungen von Erfolg und Misserfolg und öffnet stattdessen einen analytischen Raum, in dem Ambivalenz und *agency* koexistieren.

Zentraler Ausgangspunkt der Studie ist die in Kapitel 1 hergeleitete Frage, wie malische Männer nach ihrer Abschiebung mit den Erfahrungen ihrer Zwangsrückkehr umgehen – individuell, sozial, symbolisch. Nach einer Kontextualisierung und Historisierung derartiger Erfahrungen in Kapitel 2 und der Darlegung der Methodik in Kapitel 3, legen Kapitel 4 bis 7 unterschiedliche analytische Schwerpunkte. In Kapitel 4 arbeitet Schultz „failure“ als mehrdeutige und potenziell produktive Kategorie heraus, die einer defizitorientierten Lesart entgegensteht. Der Begriff, ebenso wie der der „migratory adventure“, entstammt den Narrativen der Befragten selbst und verweist auf ein ambivalentes Feld zwischen Scheitern, Neuorientierung und Anerkennung. Deportation erscheint hier als „conjuncture“ – ein verdichteter Moment biografischer Umdeutung, der neue Aushandlungen in Gang setzt.

In dichten Alltagsnarrativen arbeitet Schultz in Kapiteln 5 und 6 heraus, wie ökonomische Notlagen, Scham und familiäre Erwartungen sich mit Fragen von Männlichkeit, sozialen Bindungen und Zukunftsvorstellungen verschränken. Dabei geht es um Geld und anderes symbolisches Kapital, das Mobilität verspricht, und die häufig folgende Enttäuschung. Besonders eindrücklich ist die Analyse jener Praktiken, mit denen deportierte Männer ihre Positionen in Care- und Reziprozitätsnetzwerken neu verhandeln, etwa durch Härte, Arbeit oder die Umdeutung ihrer Reise als Prüfungsweg, bis hin zur Rekonstruktion der eigenen Geschichte entlang heroischer oder spiritueller Vorbilder.

Eindrücklich gelingt es Schultz in Kapitel 7, die vielfältigen Bedeutungen von „la chance“ – Glück, Schicksal, Mut zum Risiko – als zentrales Sinnschema der Bewältigung zu rekonstruieren. Migration erscheint nicht nur als Suche nach ökonomischem Erfolg, sondern als existenzielles Abenteuer, dessen Ausgang offenbleibt, aber in jedem Fall transformierend wirkt. Indem Schultz diesen Erfahrungsraum ernst nimmt, eröffnet sie einen differenzierten Blick auf Rückkehr. Dieser verleiht post-deportierten Lebensrealitäten eine soziale, psychologische und kulturelle Tiefenschärfe, die in anderen Reintegrationskonzepten nicht erfasst wird.

Diese Tiefenschärfe basiert nicht zuletzt auf Schultz' forschungsethisch sensiblen Zugang, den sie in Kapitel 3 vorgestellt hat. Er blendet strukturelle Ungleichheiten weder aus, noch reproduziert er sie. Die Studie eröffnet so eine Perspektive auf post-deportiertes Leben, in der die Betroffenen nicht allein als beschädigt erscheinen, sondern als handlungsfähig, deutungskompetent, biographisch resilient und sozial angebunden. Damit verschiebt sie die Deutungsmacht über den Charakter von Abschiebung: weg von staatlich-administrativer Hegemonie hin

zu den Abgeschobenen. Zugleich verweist Schultz' Ansatz auf die grundsätzliche Herausforderung, in einem Feld zu forschen, das von tiefen epistemischen und sozialen Machtasymmetrien geprägt ist – zwischen Wissensproduktion und politischer Handlungsfähigkeit ebenso wie zwischen Forschenden und Beforschten. Diese Asymmetrien lassen sich nicht auflösen, aber sie erfordern eine reflektierte, verantwortungsbewusste Forschungspraxis. Auffassungen, die, wie jüngst Barak Kalir in einem Debattenbeitrag, angesichts der geringen Wirkmächtigkeit und des großen Schadenspotenzials die generelle Einstellung von Forschung zu Abschiebeerfahrungen vorschlagen, verkennen den möglichen Erkenntniswert von Studien wie der vorliegenden.

Gerade deshalb wäre es lohnenswert gewesen, dieses kritische Potenzial analytisch noch weiter auszuarbeiten. So überzeugend Schultz in Kapiteln 4 bis 7 die Dynamiken im sozialen Raum post-deportierten Lebens herausarbeitet, so zurückhaltend bleibt sie in der analytischen Rückbindung der Erkenntnisse an die politisch-administrativen Steuerungsprozesse, die diese Lebensrealitäten mit hervorbringen. In Kapitel 8 widmet sie sich zwar den politischen und zivilgesellschaftlichen Akteuren, die auf Rückkehr reagieren oder sie verwalten – darunter die malische Regierung, die *International Organisation for Migration* (IOM) und lokale NGOs. Sie nennt hier institutionelle Versäumnisse, die symbolpolitische Überfrachtung von Programmen und problematische Wahrnehmungen von *Assisted Voluntary Return and Reintegration* (AVRR) durch Betroffene. Auch die Externalisierung europäischer Rückkehrpolitik über Entwicklungszusammenarbeit umreißt sie kurz. Doch bleibt dies eher selektiv und skizzenhaft. So fehlt auch ein Bezug zum in Fachdebatten wichtigen Reintegrationskonzept. Obwohl sich Schultz' Ansatz deutlich von ihnen absetzt, thematisiert sie dies nicht. Eine solche Thematisierung hätte aber die Wissensproduktion zu Rückkehrerfahrungen machtkritisch weiterzuentwickeln vermocht.

Der tiefe ethnografische Zugang behält außerdem eine weitere grundsätzliche Herausforderung: Wie lassen sich solche dichten, kontextgebundenen Einsichten in breitere analytische Hypothesen überführen? Schultz reflektiert die gesellschaftliche Reaktion auf Abschiebung vor Ort eindrucklich und mit großem empirischem Erkenntnisgewinn – doch bleibt offen, welche Aufschlüsse die sozialen Aushandlungen in Mali für andere Kontexte bereithalten. Dies ist kein Defizit der Studie, sondern fragt vielmehr nach weiterführender, vergleichender Forschung.

Insgesamt leistet Schultz einen wichtigen Beitrag zur kritischen Migrations- und Rückkehrforschung. Sie verdeutlicht, dass Deportation nicht das Ende sozialer Biografien, sondern Ausgangspunkt neuer Aushandlungen und Bedeutungszuschreibungen ist. Wer post-deportierte Lebensrealitäten jenseits technokratischer Reintegrationslogiken verstehen will, findet hier wertvolle Einsichten. Die Herausforderung bleibt, diese Perspektiven noch stärker mit den politischen Macht- und Wissensordnungen zu verknüpfen, die derartige Forschungen überhaupt erst notwendig machen.

Judith Altrogge

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v45i2.15>